

ich hier
ist. Den
voraus.
it diesen
endlichen
ihm die
e. Sind
nämlich

icht. Die
chiedenen
ieden be-
ich mein
aufgestellt.
Deutschen
Gebirge,
Anstöß.
„Fuhr-
tertschaft
s Furcht
zu ver-

darüber
sondern
stöß. Ich
inden zu
nähe von
braucht,
vor ihrer
n Lachen
ar dafür
o oft er
gel, aber
brauchte

ie. Und
och nicht
rmanns:
s in ge-
schlossen
und eine
uer und
hinaus-
bürger-
Und er
sondern
Er be-
nächsten
zwischen-
gelegen,
ene hat
drücken.
sie sich
s Haus
ne Schäl-
en, daß
er aber
ist.

ie Rede.
zu gut-
ind aber
gegangen
hüllung
sch seine
nd die
aussetzt,
äußere
ne und
brochen

Haupt-
n alles
hemann
ade sie,
do rei,
pulsösen
enhaars
er nicht
nn ein
dente“.
he ein
en und
berung
er den

Schwur auf die Dauer nicht so leicht nehmen kann, als Siebenhaar ihm für einen Augenblick einreden konnte.

Und nun stehe ich schon wieder vor dem Fragezeichen. Wenn der Fuhrmann ein scrupulöser Mann ist, der alles schwer nimmt und sich über alles Gedanken macht, wird er sich dann über die Vergangenheit der Dirn so leicht hinweggesetzt und um die Zukunft nicht gekümmert haben? Und wenn er in dem gebrochenen Schwur die Hand des Schicksals sieht, die ihn niederdrückt, so wird er auch nicht den Leichtsinn aufgebracht haben, die unbesehen zum Weib zu nehmen, gegen welche die Todte ihre Hand ausstreckt.

Ganz anders läge die Sache natürlich, wenn es die Meinung des Dichters selber wäre, daß der gebrochene Schwur den Fuhrmann hinunterziehe. Gegenüber dem alten Schicksalsdrama, wo sich das Schicksal erfüllt, gerade weil ihm der Held mit allen Mitteln entgegenarbeitet und zu entfliehen sucht, hätten wir hier ein modernes, in das er, mit Dumpfheit geschlagen, von selber hineinrennt.

Ich glaube nicht, daß das die Absicht des Dichters war, sondern daß die dämonische Willenskraft des Weibes in den ersten Acten den Willen des Mannes unterjocht. Ich glaube aber auch, daß der Dichter den Ueberschuß an Kraft, der in den unteren Classen lebt, zu gering angeschlagen hat und daß Hanne und ihr sanfterer Liebhaber nicht so gut davongekommen wären. Goethe führt in seinem Werther einen Bauernburschen ein, der in derselben Situation, in welcher Werther die Pistole gegen sich selber lehrt, seinen Nebenbuhler erschlägt. Davon hat man gesagt: „Der Naturmensch tödtet seinen Nebenbuhler, der Culturmensch tödtet sich selbst.“ In dieser Allgemeinheit hat der Satz natürlich keine Gültigkeit: aber auf den „Werther“ paßt er und, ich glaube, auch auf den „Fuhrmann Henschel“. Wenn irgendwo, so lebt die blonde Bestie in dem Naturmenschen aus, sobald er in der Liebe oder bei der Nahrung gestört wird. Aus der dumpfsten Willenlosigkeit reckt er sich dann zu der That, und er trifft nicht sich selber, sondern den Feind.

J. Minor.

Emerich Robert.

(Gestorben am 29. Mai 1899.)

Wie aus Stein steht Emerich Robert vor unserer Erinnerung da, eine strenge, geheimnisvoll befehlende Gestalt. Trat er auf, so war es, als ob ihm ein dunkler Engel vorausgegangen wäre. Wie durch ein unsichtbares Spalier kam er über die Bühne herab, mit seinen ungeduldig stampfenden und stehenden Tritten gewaltsam ausbreitend und in der zuckenden Hand die Geberden des Herrschens; immer schien ihm Alte selbst an der Seite zu sein. Hier kommt ein König, rief es dann bei uns aus; wie ein König der Nacht war er anzusehen. Ein Schatten wich nicht von ihm, auf seiner bleichen Stirne war Drohen und Stolz geballt, und wenn er nun, das Haupt verächtlich und bitter zurückwerfend, mit seiner herben, heiseren, gleichsam von einem Gewitter umwölkten Stimme mehr zu stoßen als zu sprechen begann, wurden die Worte wie Dolche gezückt. Wie ein König der Nacht, aus altem Grab verbannt und mit einem schwarzen Mantel angethan und Schlangen um den Stab gewunden, so war er fremd und schrecklich anzusehen.

Er ist der letzte Romantiker unter uns gewesen, nun haben wir keinen mehr. Was man einst einen beau tenebreux geheißen hat: ein Mann von großer Seele, die im Leben wie in einem Kerker schmachtet, wild an seinen Ketten reißt und sich mit einem Sprung befreien will. Aus einer edleren Welt, geht er unter den Menschen wie in der Verbannung herum, sein Fuß scheint die Erde zu schmähen, den Athem und Geruch der Leute haßt er und schüttelt sich ab und streckt sich aus, und an seinem Munde hängt ein schwerer zorniger Schmerz herab, aus Wuth und Ekel. So hat Delacroix uns Dante gemalt, sich einhüllend, um nicht vom Leben bespritzt zu werden. So scheinen die Reiter des Géricault sich auf wilden Rossen aus dem Leben zu schwingen. So irren die Helden Byrons und Hugos, verrückt, gezeichnet, dem Leben fluchend. Dieses romantische Wesen, der antiken Heiterkeit so fremd als unserer modernen Sehnsucht, hat er dargestellt: die Revolte des Edlen und Reinen gegen unsere hässliche und geringe Existenz.

Was wir heute einen Schauspieler nennen, ist er niemals gewesen. Sich zu verändern, dem Sinne und der Gestalt nach fremdes Wesen anzunehmen, sich selber zu verleugnen, um ein Anderer zu werden, war ihm ver sagt. Er war kein Instrument der Dichter, immer hat er nur sich selbst gespielt. Er war nicht Hamlet, war nicht Antonius, versuchte es gar nicht zu scheinen, er war Robert. Durch alle Gestalten, die er gab, drang die schwarze Flamme seines Wesens, durch alle Worte, die er sprach, sein sonderbarer Klang, so fremd so seltsam, so von jenseits, durch. Sich selbst nur stellte er dar, sich selbst drückte er immer aus, immer nur sich selbst, aber mit welcher Kunst! Welchen Sprecher haben wir an ihm verloren! In den paar Trüben, ächzenden und wie gesprungenen Tönen seiner müden Kehle war so viel Schmerz des Stolzen, Gram und Ekel aufgehäuft, daß wir

durch sie über alles, was uns droht, erschranken; und im Kampfe seiner vehementen und zuckenden Geberden war mehr Verheißung von Größe, als oft die Worte der Poeten haben. Schwarze Bäche rannen von seinem Munde, seine Hände wurden zu Krallen, und wir wunderten uns fast, daß nicht plötzlich Feuer aus seinem Mantel schlug. Wir hatten den Dichter vergessen, wir dachten an die Rolle nicht mehr, aber wir sahen, betroffen und erschüttert, die finstere Macht seiner Natur an. Dies war ein großes Schauspiel, das nicht in uns verlöschen wird.

Da wir ihn nun verloren haben, läßt uns sein reines Beispiel noch einmal gedenken, was dem Oesterreicher das alte Burgtheater gewesen ist. Hier sollten sich ihm nicht Künste zeigen, sondern an diese feierliche Stätte kam er hin, besonderen und außerlesenen, ja erlauchten Menschen zu begegnen, von so edler und mächtiger Art, daß sie ihn vom Dunst der täglichen Geschäfte reinigen und an das Amt unseres Lebens, zur Schönheit zu gelangen, wirksam erinnern könnten. Den Besitz von Künsten und Talenten galt es nicht, nicht ein seltener Artist sollte der Schauspieler sein, sondern ein gutes Exemplar der Menschheit, ein Gefäß von Tugenden, einer, in dem, mit Schiller zu reden, „die Menschheit zur Zeitigung gekommen ist“. Dies ist der Sinn jenes alten Burgtheaters gewesen, davon hat das Haus seine stille Gewalt gehabt, und noch immer sehen wir einen letzten Schimmer davon leise auf den Nachkommen liegen. Exemplare einer reinen, starken, vom Leben unge-trübten, ungeborenen Menschheit, an denen wir uns aufrichten sollen! So ist uns, als wir noch klein waren, von den Vätern der unvergessliche Josef Wagner geschildert worden. So haben wir noch die mächtige Figur Gabilons, des Riesen, gesehen. So blicken wir auf die freie und heitere Gestalt unseres Baumeister wie auf eine milde Sonne hin.

Wie aus altem Stein mächtig aufgerichtet, werden wir Emerich Robert in unserer Erinnerung bewahren, als eine Gestalt von hoher Menschlichkeit, geheimnisvoll und strenge, fremd und schrecklich anzusehen, stark, Großes in uns zu wecken, und einem Fürsten aus einer finsternen Welt gleich.

Hermann Vahr.

Die Woche.

Politische Notizen.

Den Grafen Thun sind wir — wenigstens bei Schluß der Redaction dieses Blattes — noch nicht los, aber ein würdiger Nachfolger hat sich schon gefunden. Das ist der Fürst Karl Auersperg. Leute, welche die Ehre haben, ihn persönlich zu kennen, haben in vertrautem Kreise schon längst von ihm gesagt, daß er ein noch größerer Thun-Kopf sei, als der Graf Thun selbst. Aber die Öffentlichkeit hat's bisher nicht gewußt, und der Fürst Auersperg hat sich deswegen beeilt, durch die Schimpfrede auf die Presse, die er am Mittwoch im Landtag zum besten gab, alle Welt von seinen Qualitäten zu überzeugen.

*

Man muß lange in den gesammelten Aussprüchen hervorragender Staatsmänner nachsuchen, um ein Dictum zu finden, das sich dem Worte des Fürsten Auersperg, der die Presse eine „Schmach des Jahrhunderts“ nennt, als congenial an die Seite setzen läßt. Man kann lange suchen unter den Aussprüchen deutscher, englischer, französischer, selbst serbischer und türkischer Staatsmänner, man wird auf nichts dergleichen stoßen. Man muß wieder zu unseren heimischen, den österreichischen Staatsmännern, oder, sagen wir es gleich rund heraus, man muß direct zum Grafen Thun zurückkehren, um das Urbild des Auersperg'schen Böttchertums zu entdecken.

*

Am 5. October 1888 hielt Graf Thun im böhmischen Landtag eine Rede, in der er, der damals noch nicht Statthalter und nicht Ministerpräsident war, sein politisches Glaubensbekenntnis entwickelte. Sein Kampf — sagte er damals — gelte zwei Ständen, den Lehrern und den Journalisten, welche letztere er als die „Vampyre der öffentlichen Meinung“ bezeichnete. „In dieser Presse“ — fügte Graf Thun hinzu — „als Gegner angeführt zu werden, betrachte ich als eine Auszeichnung; sollte mein Name die Aufnahme in irgend ein Blatt finden, so quittiere ich diese Aufnahme mit Dank.“

*

Dieses Versprechen hat nun freilich Graf Thun als Ministerpräsident gebrochen. Denn, wie die Leser der „Zeit“ wissen, hat er oft die „Aufnahme“, die sein Name in unserem Blatt gefunden, nicht mit Dank, sondern mit Confiscationen und anderen Maßregelungen aller Art quittiert. Fürst Auersperg — vorsichtiger als Graf Thun — hat eine ähnliche Zusage nicht gemacht. Aber in der Hauptsache stimmen seine Anschauungen über die Presse mit denen keines anderen Staatsmannes in Ost-, West-, Nord- und Mitteleuropa so auffallend überein, wie mit denen des Grafen Thun, und deswegen halte ich ihn eben für den würdigen Nachfolger des Grafen Thun. Es war sicherlich schwer, den Grafen Thun auf seinem ureigensten Gebiet der Thunheiten zu überreffen. Aber Fürst Auersperg hat sich einen ordentlichen Schwups gegeben, und es ist ihm wirklich gelungen, mit seiner „Schmach des Jahrhunderts“ eine noch größere Thunheit zusammenzureden, als Graf Thun selbst mit seinen „Vampyren der öffentlichen Meinung“ von dazumal.

*

In seiner Detailschilderung des „unreinen Handwerks“ der Journalistik hat sich übrigens der Fürst Auersperg einigermaßen verhalten. Er sagte nämlich: